

Judentum unterrichten

Der Lehrplan sieht Unterricht über „Judentum“ im evangelischen und katholischen Religionsunterricht vor. Wie unterrichte ich jedoch eine Religion, die nicht die eigene ist und über die im Studium nur selten fundiertes Wissen vermittelt wurde? Hinzu kommt, dass die wenigsten Lehrer*innen jüdische Feste allenfalls aus der Literatur kennen. Darüber hinaus zieht sich Antijudaismus wie ein roter Faden durch die Geschichte der Kirchen von der Antike bis in die Gegenwart. Es gibt also viele Stolperfallen

Pauschalisierung und Stereotypen vermeiden

„Das“ Judentum gibt es so wenig, wie es „das“ Christentum oder „den“ Islam gibt. Jüdische Religion und Kultur sind lebendige und somit beständigen Veränderungen unterworfenen Traditionen: Das rabbinische Judentum der Antike ist ein anderes Judentum als das biblische Israel. Das neuzeitliche europäische und nordamerikanische Judentum unterscheidet sich erheblich von dem des Mittelalters. Schließlich spielt das kulturelle und religiöse Umfeld, in dem jüdische Kultur sich entfaltet, eine wichtige Rolle: Jüdisches Leben im muslimischen Jemen sieht anders aus als im chinesischen Kaifeng, im galizischen Polen, im säkular-christlich geprägten Deutschland oder in den stärker religiös geprägten USA. Wird vom Judentum gesprochen, so ist deutlich zu machen, auf welches Judentum sich die Aussagen beziehen. Der historische Kontext ist so präzise wie möglich zu benennen.

Das neuzeitliche westeuropäische Judentum besteht – seit dem 19. Jahrhundert – aus vielfältigen religiösen Strömungen. Je nach Land variieren die Strömungen, werden unterschiedliche Akzente im Umgang mit der Tradition gesetzt. Die Hauptströmungen sind das orthodoxe, konservative und liberale Judentum. Sie unterscheiden sich vor allem in ihrem Umgang mit der Halacha, dem jüdischen Religionsgesetz, und in ihrer Haltung zur Kultur der Umgebung. Wird über jüdische religiöse Traditionen gesprochen, ist deutlich zu machen, von welcher Tradition die Rede ist: Beziehen sich die Aussagen auf das orthodoxe oder liberale Judentum?

Zugleich ist deutlich zu machen, ob es sich bei den Aussagen um normative Vorschriften oder deskriptive Aussagen handelt. Ein Beispiel: Die – orthodoxe – Halacha schreibt vor, das Auto am Schabbat stehen zu lassen. Die Mehrzahl der Juden in Deutschland hält sich freilich nicht an diese Bestimmung. Es ist irreführend, wenn Bestimmungen der Halacha ohne weiteres als Beschreibung eines Ist-Zustandes dargestellt werden.

Wichtig ist außerdem, dass „Judentum“ – im Unterschied zum Christentum – nicht ausschließlich als Religion wahrgenommen wird. „Judentum“ ist *mehr* als eine Religion. Dies kommt z.B. in der traditionellen jüdischen Definition zum Ausdruck, wer Jude ist: Jude, Jüdin ist, wer eine jüdische Mutter hat oder zum Judentum übergetreten ist. Jüdisch-Sein ist also nach diesem Verständnis nicht mit dem Für-wahr-Halten bestimmter Glaubenssätze verbunden.

Unangemessen: Musealisieren, Exotisieren und Idealisieren

Rabbiner Ernst Stein warnt vor einer *Musealisierung* von Juden und Judentum: „Ich will nicht der Indianer, die ‚edle Rothaut‘ der Bundesrepublik sein, dessen Werte man erkannte, ausstellt, lehrt, preist, nachahmt, nachdem man sie fast vernichtet, ihre Kultur und Vergangenheit zerstört hat.“

Eine Musealisierung kann sich darin zeigen, dass vom Judentum in der Vergangenheitsform gesprochen wird. Sie kann sich aber auch darin äußern, dass es als eine hermetisch abgeschlossene, fremde Kultur dargestellt wird.

Damit verbunden ist die Gefahr der Exotisierung, die vor allem durch Bilder geschieht. Jüdisches religiöses Leben wird häufig durch Fotos aus dem Haredi-Judentum, der sogenannten Ultraorthodoxie illustriert, obwohl weniger als 5% dieser Richtung angehören. Michael Bodemann beobachtete: „Je orthodoxer, je ‚chassidischer‘ Juden erscheinen, desto interessanter werden sie auch. Der

geheimnisvolle rätselhafte Ritus konstituiert das Jüdische als Exotik: Juden mit Tallit und Tefillin (Gebetsmantel und Gebetsriemen) an der Klagemauer; betende Juden in den Synagogen, mit den Gesängen des Kantors; eine jüdische Familie am Freitagabend oder beim Pesach-Seder mit dem väterlichen Segensspruch vor dem Essen ...“

Rabbiner Stein plädiert für das Wahrnehmen des Judentums vor Ort: „Letztlich muss das Wissen aus ihm selber kommen und zwar ‘lokal’ aus ihm selber.“ Denn „*das Judentum*“, wie es so leichtfertig dahergesagt wird, gibt es nicht, sondern es hat überall seine lokalen Eigenheiten. Eine Darstellung jüdischer Bräuche in Israel oder den USA kann die Gefahr einer Exotisierung verstärken. Bei der Darstellung z.B. des Schabbats sollte nicht die Feier im ultraorthodoxen Mea Shearim im Mittelpunkt stehen, sondern die Frage, wie Juden vor Ort Schabbat feiern.

Dies bedeutet, jüdisches Leben in Deutschland auch als Teil deutscher Kultur sichtbar zu machen. Jüdisches Leben existiert im Rheinland seit der römischen Besiedlung in vorchristlicher Zeit – in Niedersachsen seit dem Mittelalter. In diesem Zusammenhang ist die Kontinuität jüdischer Geschichte von der Antike bis in die Gegenwart zu betonen. Dies richtet sich zum einen gegen Vorstellungen, für die das Judentum mit der Ankunft des Christentums gleichsam aufhört zu existieren, und zum anderen gegen Tendenzen, sich bei der Darstellung des Judentums auf die Zeit des Nationalsozialismus zu beschränken.

Auch eine Idealisierung des Judentums ist zu vermeiden. Jüdisches religiöses Leben in Deutschland – oder den USA – ist ebenso wenig eine „heile Welt“, wie es christliches Familienleben oder christlicher Gemeindealltag ist.

Was Tun – methodische Tipps

Stichwortartig benenne ich – in Anknüpfung an den Religionspädagogen Clive Erricker – einige methodische Grundsätze, die zum Gelingen des interreligiösen Begegnungslernens beitragen:

- Nutzen Sie originale Quellen, um eine authentische Begegnung mit den Inhalten der Religion zu ermöglichen.
- Arbeiten Sie nicht allein mit Texten, sondern verwenden Sie auch Hör- und Bildmedien.
- Bieten Sie eine Vielfalt von bildhaften und bildlichen Darstellungen, um Stereotype zu vermeiden.
- Wechseln Sie zwischen Texten mit theologischen Inhalten und Texten, die individuelle Erfahrungen zeigen.
- Nutzen Sie die Vielfalt von Methoden aktiven Lernens.
- Achten Sie darauf, dass Erfahrungsübungen nicht das religiöse Empfinden von Angehörigen dieser Religion verletzen. So ist z.B. kein Pessach-Fest in der Schule zu inszenieren.
- Erkunden Sie das Judentum vor Ort, an Orten der Begegnung und der Erinnerung.
- Lassen Sie es zu, dass in der Beschäftigung mit der jüdischen Tradition Erfahrungen und Impulse für die eigene Existenz gewonnen werden.

Lernen in der Begegnung mit dem Judentum ist eine anspruchsvolle Aufgabe und stellt Lehrende und Lernende immer wieder neu vor Herausforderungen. Entlastend und ermutigend stellt Rabbi Elasar in den Sprüchen der Väter fest: „Es ist nicht an dir, die Aufgabe zu vollenden, aber Du bist nicht frei, von ihr zu lassen.“ (Sprüche der Väter 2.21)

Prof. Dr. Ursula Rudnick, Studienleiterin des Vereins „Begegnung – Christen und Juden. Niedersachsen e.V.“ und Beauftragte für Kirche und Judentum im Haus Kirchlicher Dienste der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Hannovers